REAL
EASY
THRILLER SUHRKAMP
MARIE
RUTKOSKI

MARIE
RUTKOSKI

REAL EASY

Thriller

Aus dem
amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben
von Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Real Easy
bei Henry Holt and Company, New York.

Das Gedicht auf S. 64 ist zitiert nach: Wallace Stevens. *Die Weitung alles Sichtbaren*. Gedichte. Zweisprachig. Herausgegeben, übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Klaus Martens. Mattes: Heidelberg 2013, S. 27.

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.

Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14438-2110-1001

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5143
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
© 2022 by Marie Rutkoski
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Colin Webber.
Umschlagabbildungen: Alisa Rodnova/Getty Images (Gras),
Van Rossen/Shutterstock (Perle)
Druck und Bindung: C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47143-2

www.suhrkamp.de

Im Spiegel begegnet Samantha Violets schweren Lidern. »Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Du und ich«, sagt Jolene. »Ruby und Jade.«

»Oh.«

»Ich hätte auch Diamond nehmen könnten, aber« – sie zuckt verlegen die Schultern – »*so* besonders bin ich nun auch wieder nicht. Ruby ist natürlich die Beste. Die hübscheste.«

»Lady Jade ist ein toller Name«, sagte Samantha. »Klingt königlich.«

Das Mädchen drückt Samantha fest an sich. »Ich wusste, dass er dir gefällt.« Ihre Haut riecht nussig, ihre Haare wie ein zuckriger Latexhandschuh. »Ich muss pinkeln! Bis gleich auf der Tanzfläche, Schwestern«, ruft sie und eilt davon. Die Tür knallt hinter ihr zu.

»Na«, sagt Violet zu Samantha. »Du bist ja ziemlich nett zu ihr.«

Es ist mitten in der Woche. Der Abendhimmel hat die Farbe von Lavendel, die Wolkenschichten erinnern an Trocknertücher. Nick fährt am Ausgabeschalter eines Drive-in-Restaurants vor, und sie entdecken, dass Rosie auf der Rückbank eingeschlafen ist. Nick greift nach hinten, um das Kindermenü neben ihr abzustellen, dann reicht er den Rest an Samantha weiter. Von ihrem Schoß steigt das Aroma von Pommes Frites auf.

Er fährt langsam und setzt bei jedem Abbiegen den Blinker. Auf der Beifahrerseite tauchen die Modellhäuser eines Neubaugebiets auf. Die hell erleuchteten Fenster ohne Vorhänge erlauben den Blick auf die perfekte Einrichtung.

Nick nimmt den Blick nicht von der Straße, aber Samantha spürt, wie der Wagen scheinbar von den Häusern angezogen wird. Sie fragt sich, ob auch er sich ausmalt, wie sie zu dritt als

glückliche Familie hinter diesen goldenen Fenstern wohnen. Jede Wette, dass die Häuser große Gärten haben. Kinder brauchen Rasen, sie brauchen Bäume. Samantha mag ihr Zuhause, aber sie ist sicher, dass sie eines Tages ein noch schöneres haben werden. Das will auch Nick. Er hat ihr zwar wehgetan, aber doch sicher, weil er es so ernst mit ihr meint? Ist Eifersucht nicht auch ein Ausdruck von Liebe? Er kennt sie in- und auswendig. Samantha hat nie jemandem von ihrem Syndrom erzählt, außer Nick. Sie ist dankbar dafür, dass er sie trotzdem liebt.

Auf der anderen Spur nähert sich ein entgegenkommender LKW mit nur einem intakten Scheinwerfer. Nick kneift die Augen ein Stück zusammen und richtet sich kerzengerade auf.

Später, als Rosie im Bett ist und sie fernsehen, hebt er Samanthas große Füße auf seine Knie und massiert ihre Fußsohlen, die eine Seite viel länger als die andere. Sie glaubt, dass er sich an die Scheinwerfer erinnert, einer hell, einer blind, und an die magnetische Anziehungskraft der Häuser auf ihren Wagen. Ein wenig zu schnell wechselt er wieder zu ihrem anderen Fuß über, als könne er ihre Gedanken erraten, als habe sie ihn bei etwas Verbotenem erwischt.

Die Nacht scheint aus der Zeit gefallen zu sein. So ist es samstagsnachts hin und wieder. Männer zahlen, weil andere Männer zahlen, dann, weil sie selbst schon mal bezahlt haben, dann wollen sie das, was sie tun, dadurch kaschieren, dass sie es noch einmal tun. Der Club hat keine Fenster, es gibt keine Uhren. Man gewöhnt sich daran, nie zu wissen, wie spät es ist. Sie tanzt für einen netten Mann mit vier Kindern. Er zeigt ihr die Fotos aus seiner Brieftasche und ist ehrlich erfreut, als sie ihn zu seinem Familienporträt beglückwünscht, den Kindern mit den weichen Haaren und der Frau mit dem einstudierten Lächeln.

Dann kauft Ron, der Mann mit der hängenden Schulter, der auf dem Bau gearbeitet und sich dort den Rücken ruiniert hat, eine Flasche Champagner, und die Kellnerin notiert, wann seine Zeit in diesem Raum abgelaufen ist. Obwohl er Samantha auf der Stelle mit zwei frischen Hundertern bezahlt, dazu extra für jeden Tanz, und obwohl es keine Rolle spielt, dass sie nur so tut, als würde sie trinken, fühlt sie sich in seiner Gesellschaft alles andere als entspannt. Er bezweifelt laut, dass das Nichtberühren eine Regel ist, die von den Rausschmeißern tatsächlich durchgesetzt wird, dann heuchelt er Zustimmung. Seine Enttäuschung kompensiert er durch Dirty Talk. Ob sie wisse, was er gern tun *würde*? Er wisse doch, dass sie das hören will.

Es ist abstoßend und gleichzeitig langweilig. An dem, was Männer mit Frauen tun wollen, ist nichts Originelles. Je länger sie Ron zuhört, desto mehr schätzt sie Nick. Er ist ein guter Mann. Er ist die Art Mann, der andere Männer in die Schranken weist.

Als die Stunde vorbei ist, kommt die Kellnerin und nimmt die tropfende Flasche aus dem Kübel mit dem inzwischen halbgeschmolzenen Eis. Sie erklärt Ron, dass er noch einmal bezahlen müsse, wenn er den Raum behalten wolle. Er greift nach seiner Brieftasche. Samantha ist erleichtert, als Gigi auftaucht und ins Zimmer tritt, obwohl sie das eigentlich nicht darf. »Dein Ziehkind hat ein Problem«, sagt sie zu Samantha.

»Was für ein Problem?«, fragt Samantha.

»Eins, wegen dem du gefeuert werden kannst.«

Ron lächelt nicht. Er tippt auf seine Armbanduhr. Samantha ignoriert ihn und folgt Gigi hinter die Bühne. Sie spürt kalte Angst. Wen hat sie mit »du« gemeint? Jolene? Oder *sie*, Samantha?

Dann sieht sie Jolene schlaff auf Bellas Make-up-Stuhl sit-

zen. Aus ihren geschlossenen Augen laufen Tränen. Sofort vergisst sie ihre eigenen Sorgen. »Hey«, sagt Samantha. »Ich bin's, Schätzchen. Was ist passiert? Komm schon, wein nicht.«

Das Mädchen öffnet die Augen. Sie sind tiefblau, die Art Blau, nach dem Malstifte benannt werden. »Ich bin so glücklich.«

Gigi atmet tief aus. »Bonbons.«

»Als ich es gemerkt hab, hab ich sie gleich nach hier hinten gebracht. Sie ist total zugedröhnt.«

»Dale wird ausrasten. Er wird sie mit einem Arschtritt vor die Tür setzen.«

Samantha schüttelt sie. »Was hast du genommen?«

»Muss wohl X gewesen sein«, sagt Gigi. »Sie sagt allen, dass sie sie liebt.«

»Das tue ich auch.« Jolene zittert. »Ich liebe dich.«

Gigi verdreht die Augen. Auf einer Seite hängen die falschen Wimpern schief. »Wir können sie hier nicht ewig verstecken. Gleich geht's mit dem Special los. Es fällt auf, wenn sie nicht dabei ist.«

»Wir sagen, sie ist krank«, schlägt Samantha vor.

»Aber erwähn nicht, dass du sie bei mir gefunden hast«, sagt Bella.

»Das funktioniert nicht«, sagt Gigi. »Sie sieht nicht krank aus. Sie sieht so aus, als würde sie jeden Moment den Stuhl vögeln.«

»Da ist sie ja. Ich dachte, ich sag dir lieber Bescheid.«

Es ist Violet, mit Dale im Schlepptau. Sie hält Samanthas giftigem Blick stand. Ihre Miene lässt Samantha sich unwillkürlich fragen, was in ihrem eigenen Gesicht zu lesen ist. Dass sie sich verraten fühlt? Woher kommt dieser Beschützerinstinkt für ein Mädchen, das sie eigentlich nicht mal mag?

Dales schicke Schuhe klappern laut auf dem Betonboden, als er sich dem Stuhl nähert, der gebeugten Gestalt des Mädchens mit dem sich heftig hebenden und senkenden Brustkorb, dem offenstehenden Mund, den aufgerissenen Augen und den feuchten Wangen.

»Sie hat keine Drogen genommen«, sagt Samantha.

Gigi wirft ihr einen zynischen Blick zu.

»Ich meine, es ist nicht ihre Schuld«, fährt Samantha fort. »Jemand muss ihr etwas in den Drink gekippt haben.«

Dale wendet den Blick nicht vom Stuhl ab.

»Sie ist neu«, sagt Samantha.

»So neu nun auch nicht«, sagt Violet.

»Und naiv«, sagt Samantha.

Für einen Moment kehrt Stille ein. Gigi hat sich ihrem Spiegel zugewandt. Sie versucht, die lose Augenbraue wieder an Ort und Stelle zu kleben. Dann merkt sie, dass Dale sie beobachtet. »Lady Jade hat Stroh im Kopf«, stellt sie fest.

Samantha spürt, wie sich eine heiße Hand in ihre schiebt. »Ich will nach Hause«, sagt Lady Jade.

»Ich fahre sie nach Hause«, erklärt Samantha, obwohl sie nicht weiß, wo Lady Jade wohnt.

»Komm mal mit, Ruby«, sagt Dale.

In seinem Büro, ganz oben im dritten Stock, von dem aus er durch ein Innenfenster den Club im Auge hat, zieht er einen braunen Umschlag aus einem hölzernen Aktenschrank, setzt sich an den Schreibtisch, auf dem sich eine Kladde und eine altmodische Bibliothekslampe befinden. Im Schein der Lampe wirken seine Hände zu groß für den Rest seines Körpers. Die Musik aus dem Club klingt nur gedämpft herauf. Hinter ihm blubbert ein Aquarium. Er schaut in einen Ordner, schreibt ein paar Zeilen auf einen Block und reißt das Papier ab. »Ihre Adresse.«

Samantha nimmt den Zettel. Sie weiß grob, wie sie dorthin kommt. »Wirst du sie rauswerfen?«

»Keine Drogen in meinem Club.«

»Sie wollte sie nicht nehmen.«

»Vielleicht nicht, vielleicht doch.«

»Bitte.«

Dale lächelt. »Lady Jade kann von Glück sagen, eine Freundin wie dich zu haben.« Es ist eine höfliche Art, ihr zu sagen, sie solle es nicht auf die Spitze treiben. Er nimmt den Telefonhörer von der Gabel und reicht ihn ihr.

Sie ruft Nick an. Sie stellt sich vor, wie er sich im Bett umdreht, sein Gesicht im Kissen vergräbt, während Rosie, die wie eine Tote schläft, nichts mitbekommt. Sie hört ihre eigene Stimme auf dem Anrufbeantworter und erklärt die Situation, mehr oder weniger (»eine andere Tänzerin hat sich den Magen verdorben, die Arme«). Dale setzt ein amüsiertes, verschwörerisches Lächeln auf.

Ein Rausschmeißer wird angewiesen, Lady Jade nach draußen zu tragen. Samantha geht in die Garderobe und zieht sich vor ihrem Spind um. Als jemand »Ruby« ruft, dreht sie sich um. Violet hat eine Quittung von der Bar in der Hand. »Der Mann im Champagnerraum hat dich gesucht.«

Auf der Rückseite der Quittung erklärt Ron in filigraner Handschrift, er verstehe, warum sie nicht zurückgekommen sei. Er findet kein Ende. Er habe Dinge gesagt, die er nicht hätte sagen sollen. Er sei seit seinem Unfall einfach nicht mehr derselbe. Schon komisch, er könne sich noch erinnern, wie er die Last hochgezogen habe, aber nicht mehr daran, wie der Unfall passiert sei. Ganz unten steht seine Telefonnummer.

Samantha faltet das Blatt zusammen und sieht Violet an. Sie sagt es mit sanfter Stimme: »Verpiss dich.«

Der Parkplatz ist voller Autos. Der Club wird erst in ein paar Stunden schließen. Der Anblick erinnert Samantha daran, was ihr frühzeitiger Aufbruch sie kosten wird. Vierhundert? Fünf?

Jimmy trägt das Mädchen, das zwar nicht bewusstlos, aber nicht bei sich ist. Samantha hat Lady Jades – nicht Jolenes – Einnahmen des Abends gebündelt und mit einem Gummiband umwickelt, außerdem hat sie ihre Schlüssel genommen. Dale hat das Schloss am Spind des Mädchens aufbrechen lassen. Lady Jade trägt immer noch ihr glattes Kleid. Samantha vermutet, dass sie es aus zweiter Hand von einem der anderen Mädchen gekauft hat. Es fließt wie Quecksilber an Jimmys Hose hinunter.

Als Samantha eingestiegen ist und der Rausschmeißer das zusammengesackte Mädchen auf dem Beifahrersitz angeschnallt hat, klopft er statt einer Verabschiedung zweimal fest auf die Motorhaube.

Es ist nicht klar, wann Samantha den Wagen hinter ihnen bemerkt.

Es ist spät, aber noch sind Autos unterwegs, zumindest anfangs. Weil vom Beifahrersitz nur Atmen und vereinzelte Worte zu hören sind – wie zu Boden gefallene Wäschestücke, die niemand aufhebt –, steckt Samantha sich ein Kaugummi in den Mund, um sich zu beschäftigen. Sie macht Blasen und lässt sie zerplatzen. Sie spielt an ihren Perlenohrringen herum.

Vielleicht passiert es, nachdem sie von der Autobahn abgefahren ist. Vielleicht bemerkt sie es da. Die Straße, auf der sie jetzt fährt, ist nichts Besonderes. Einkaufszentren überwiegend, die nur deshalb seltsam wirken, weil alles so leer ist, aber nicht mal das ist seltsam, was sollte man zu dieser Nachtzeit sonst erwarten?

Und da ist dieses Auto, dasselbe dunkle Auto. Sie hat den Eindruck, dass es ihnen schon vom Club aus gefolgt ist.

Der Tank ist zu drei Vierteln voll. Trotzdem hält Samantha an einer Tankstelle und lässt sich mit dem Bezahlen mehr Zeit als nötig. Sie fragt den Mann hinter dem Tresen nach dem Weg, obwohl sie nicht daran zweifelt, ihr Ziel zu finden. Der Kassierer spuckt einen langen braunen Strahl Tabaksaft in einen Pappbecher und gibt ihr eine liebenswert ausführliche Antwort.

Als sie weiterfährt, fühlt Samantha sich zunächst erleichtert. Sie biegt ab. Dann hört sie: »Die Lichter.«

Jolene hat recht. Ein Scheinwerferpaar folgt ihnen. Samantha schaltet das Radio ein und hält das Lenkrad mit einer Hand. »Alles in Ordnung.« Hinter einem Auto fährt immer ein anderes Auto. Sie sind auf einer Straße. In einem Auto. So ist es halt mit Autos und Straßen.

»Ich bin müde«, sagte Jolene/Lady Jade.

»Dann schlaf.«

»Du –«

»Ja?« Samantha schaltet das Radio aus, um besser zu hören, aber es gibt nichts zu hören.

Auf der Straße ist es jetzt dunkler, die Scheinwerfer wirken heller. Um sie herum offene Fläche: Prärie, wenn es hier denn Prärielandschaften gibt. Oder – ein niedriger Holzzaun mit gekreuzten Balken huscht vorbei – Pferdefarmen. Vielleicht ist die Gegend auch mit einem Bulldozer plattgemacht worden, damit hier gebaut werden kann. Es ist zu dunkel, um das zu erkennen.

Eine unklare Angst lässt Samantha das Gegenteil von dem aussprechen, was sie zuletzt gesagt hat: »Hey, wach auf!«

Das Mädchen wacht nicht auf.

Sie sind nicht mehr weit von ihrem Ziel entfernt. Samantha

muss einfach nur weiterfahren. Es würde sie nicht überraschen, wenn das Auto hinter ihr an der nächsten Kreuzung abbiegen und ihr Rückfenster sich verdunkeln würde. Dann würde auch ihre Angst verschwinden.

Sie stellt sich die junge Frau vor, die wie ein Kind neben ihr schläft. Blonde Braids, am Scheitel weiß wie der Kiel einer Feder. Sie stellt sich vor, wie das blonde Mädchen sich über etwas beugt, wie sie eine Tupperdose voller Glasperlen durchwühlt, durch Triskelen aus farbigem Kunststoff. Sie sucht sich ihre Perlen aus und schiebt das spitze Ende einer geöffneten Sicherheitsnadel hindurch. Dann drückt sie die Sicherheitsnadel wieder zusammen.

Licht fällt in den Wagen. Samanthas Herz rast, aber nicht vor Angst, das redet sie sich jedenfalls ein. Es ist der Rhythmus von Turnschuhen, an denen die hübschen verzierten Sicherheitsnadeln klackern.

Samantha greift nach der Hand der jungen Frau und weiß nicht, wie sie sie nennen soll. Sie hält die Hand noch immer, als das Auto von hinten in sie hereinkracht und sie von der Straße drängt.

In der ruckelnden Dunkelheit öffnet Samantha die Augen. Ihr Kopf tut weh. Er fühlt sich verletzt an. Sie kann sich nicht bewegen. Ihr Körper ist irgendwie zusammengequetscht, ihre Wange wird auf einen groben, drahtigen Teppich gepresst. Das andauernde Brummen des Teppichs ergibt keinen Sinn, bis sie begreift, dass sie im Kofferraum eines Autos liegt.

Der Motor beschleunigt. Der Wagen fährt über eine harte Bodenwelle. Ihr Schädel dröhnt, der Schmerz trägt sie weit weg von hier, bis sie vergisst, wo dieses Hier ist. Dann ist sie nirgendwo.

DETECTIVE VICTOR AMADOR

Victor hat seine Fenster heruntergelassen. Sein Streifenwagen stinkt bestialisch, seit ihm gleich zu Beginn seiner samstäglichen Spätschicht ein alkoholisierter Autofahrer den Rücksitz vollgepisst hat. Dass es praktisch in dem Moment passiert ist, als Victor ihn in die Zelle bringen wollte, setzt der Sache die Krone auf. Inzwischen sind ein paar Stunden vergangen, und es zeigt sich, dass sein Durchwischen mit Clorox nicht viel geholfen hat. Das Funkgerät gibt Ruhe, sodass Victor den Wagen in der Nähe eines Waldschutzgebiets abstellt. Es ist eins dieser neuen, gepflegten Projekte mit einer hübschen Brücke über dem Sumpfland. Er lauscht den Fröschen, liest in seiner National-Geographic-Ausgabe und versucht, die frische Luft zu genießen.

Die Arbeit als Detective gilt allgemein als erstrebenswerter, aber hin und wieder genießt Victor es, Überstunden als Streifenpolizist zu machen, um die Hypothek auf das Haus seiner Mutter schneller abzahlen zu können. West Cover ist nicht übel, auch wenn ihm Central lieber ist, mit seinen Drogentütchen und der häuslichen Gewalt. Dort kommen die Einsätze in schöner Regelmäßigkeit, was das Wachbleiben erleichtert. Die anderen Detectives ziehen ihn wegen der Überstunden auf, aber seit Tess ihn sitzengelassen hat, hat er nichts Besseres zu tun. »Er *liebt* die Uniform«, sagt Backyard. »Ich werde schon hart, wenn ich nur daran denke, wie sehr er sie liebt«, sagt Pradko. Holly sagt nie ein Wort, sie hebt bloß den Kopf von ihrem Papierkram und wirft ihm einen ihrer düsteren Blicke zu. »Sie ist unheimlich«, hat Tess gesagt, als die beiden sich zum ersten Mal begegnet sind. Tess hätte Mitleid gehabt, wenn Victor es ihr erklärt hätte, genau deswegen hat er es nicht getan.

Ein grauer Lichtschein über dem gekräuselten Wasser kündigt die Dämmerung an. Seine Schicht wird nur noch wenige Stunden dauern, dann beginnt ein schöner Sonntag. Victor dreht die feuchte, schmierige Rückenlehne zurück und macht es sich gemütlich, wobei er darauf achtet, ein notdürftig mit Klebeband geflicktes Loch im Stoff nicht zu vergrößern. Mit einem Finger fährt er den gelben Rahmen auf dem Titelbild des Magazins entlang, von Ecke zu Ecke. Es ist die aktuelle Ausgabe. Den größten Teil hat er bereits gelesen. Er genießt die Story über Marco Polo in der Wüste, wie der an einem Kiesel gelutscht hat, um seinen Durst nicht zu spüren, und ihm gefallen die irrwitzig aussehenden Paradiesvögel. Als er die Fotos wilder Orchideen betrachtet, kommt eine ärgerliche Erinnerung an seinen lange zurückliegenden psychologischen Eignungstest hoch. »Ich wäre gern Florist. STIMMEN SIE ZU oder STIMMEN SIE NICHT ZU.« Nach dem Test hatte er den Prüfer gefragt, was die Frage sollte. Daraufhin wurde ihm gesagt, dass Soziopathen die Vorstellung lieben, als Floristen zu arbeiten.

»Aber ich habe Ja gesagt.« Victor machte sich Sorgen.

Der Mann lächelte.

Victor kapiert es schon: beschnittene Stängel, Blumenarrangements, mit Wasser vollgesaugter grüner Schaumstoff, der bei jeder Berührung zerfällt, Kühlschränke wie gläserne Särge. Die handwerklichen Tricks. Einen Orchideenstängel zum aufrechten Wuchs zu zwingen, indem man ihn an eine Stütze klemmt. Päonien, so hatte seine Mutter ihm erklärt, ließen sich in der Knospe schneiden, wenn die Blüte kompakt ist, aber die Konsistenz von Marshmallows hat. Mach schon, sagte sie in ihrem breiten kubanischen Akzent. Quetsch sie. Wenn sie über den Blumenladen sprach, dann oft auf Englisch. Sie war stolz darauf, dass sie die Sprache dieses Landes gelernt hatte und alles tat,

um für ihn zu sorgen. Von der Stadt, in der er geboren war, hatten sie einen Bus an die Nordostküste Kubas genommen, wo sie einen Fischer für die Überfahrt nach Miami bezahlte. Damals war er noch ziemlich klein gewesen, er konnte sich weder an den Bus noch an das Boot erinnern. Was er noch weiß, ist, dass er am Tag vor ihrem Aufbruch vor dem Haus seines Großvaters im sandigen Boden unter einem Mandelbaum mit Murmeln gespielt hat. Er erinnert sich an den Greyhound-Bus von Florida nach Illinois. Der Großcousin seiner Mutter hatte erklärt, er habe dort einen Job für sie. Je weiter sie nach Norden fuhren, desto kälter wurde die Scheibe des Busses. Er sah seinen ersten Schnee. Floristin zu sein, ist gute Arbeit, sagte seine Mutter. So viel Schönheit, jeden Tag. Er sagte: Eines Tages kaufe ich dir alle Blumen, die du haben willst. Als er Polizist wurde, sagte er, sie solle ihren Job aufgeben. Ich kümmere mich jetzt um dich, sagte er.

Damals, zur Zeit seines Examens, fühlte er sich durch die Frage aufs Glatteis geführt, als wäre es keine allgemeine Frage, die jeder beantworten musste, sondern eine speziell auf ihn zugeschnittene. »Ja, ich mag Blumen, na und?«, sagte er zu dem Prüfer.

Victor wurde trotzdem an der Polizeiakademie aufgenommen.

Im Magen spürt er noch die Säure von seinem letzten Kaffee. Er trinkt den Rest aus der Tasse und liest. Fast so gut wie schlafen. In den Bäumen hackt ein Specht auf seiner Schreibmaschine. Während er den Artikel liest, den er sich aufgespart hat, den über die Wollhaarmammuts, färbt sich der Himmel rosa.

»West Cover«, meldet sich das Funkgerät. »Wir haben einen 10-50, einzelnes Fahrzeug, keine Angaben zu Verletzten. Bestätigen Sie.«

Victor rollt die Zeitschrift zusammen. Vor einer Stunde wäre er dankbar gewesen, etwas zu tun zu haben. Jetzt ist er kurz davor, nach Hause zu fahren und sich ins Bett zu legen. Sein Vorgesetzter, Sergeant Rabideaux, sollte bei der Zentrale Einspruch erheben. Rabideaux sollte jetzt zum Funkgerät greifen, Victor den Job abnehmen und ihn der Tagschicht zuteilen. Eine Menge frischer Streifenpolizisten haben gerade zu arbeiten begonnen. Einer von ihnen könnte – sollte – sich darum kümmern. Aber von Rabideaux kommt nichts – falls er denn überhaupt auf den Funk geachtet hat.

»Bestätigen Sie?«, wiederholt die Zentrale.

Kein Wort von Sergeant Arschloch.

»Bestätige«, sagt Victor und verdreht die Augen.

Die Zentrale erklärt, dass der verlassene Wagen in einem Graben an der US-6 gesehen wurde. Victor schaltet das Blaulicht ein. Vor ein paar Jahren, als er neu im Job war, hätte er versucht vorherzusagen, was ihn am Einsatzort erwartete. Jetzt denkt er an gar nichts. Er kann sowieso nichts tun. Bei einem Unfall. Jedenfalls nicht, bevor er da ist, und gelegentlich nicht mal dann.

»Verständigen Sie mich, wenn Sie am Einsatzort angekommen sind«, sagt Rabideaux über Funk.

Oh, jetzt hat er *doch* noch etwas zu sagen. Rabideaux ist mal so etwas wie sein Freund gewesen. In seiner ersten Zeit beim Fremont PD sogar sein Mentor. Jetzt ist Rabideaux faul und macht dumme Sprüche. Lebendig wird er nur, wenn er über seine Ex-Frau schimpft. Außerdem betrügt er mit seinen Arbeitszeiten, stempelt sich früher ein und später aus, als er tatsächlich Dienst tut.

Die Sonne ist aufgegangen. Schon von weitem erkennt Victor das Schimmern des Wracks an der langen, geraden Straße.

Er kann es auch riechen: Öl und Benzin und aufgeblasene Airbags. Glasscherben bedecken die Straße wie Pailletten.

Das Herz hämmert in seiner Brust, er hat den Geschmack von Blech im Mund. Das rote Auto liegt zur Seite gekippt im Graben.

Victor bringt den Wagen zum Stehen und steigt aus. Unter seinen Schuhsohlen knirscht das Glas. Er läuft zu dem Fahrzeug. Eigentlich wäre zu erwarten, dass die Straße blutverschmiert ist, aber er sieht nichts. Er lässt sich hinunter in den Graben rutschen und schaut durch die Fenster. Inzwischen ist er außer Atem. Plötzlich fühlt er sich wieder schläfrig, am Ende seiner Kraft. Und reichlich genervt.

Er greift zum Funkgerät. »Hier West Cover. Das Fahrzeug ist leer.« Typisch. Solche Fälle hat er häufig, auch wenn es meist nicht so schlimm aussieht. Eine eindeutige Geschichte: Ein Betrunkener hat seinen Wagen geschrottet und ist zu Fuß abgehauen, um nicht wegen Trunkenheit am Steuer festgenommen zu werden. »Überprüfen Sie das Kennzeichen«, sagt Victor. »Mal schauen, zu wem es gehört.«

»10-4«, bestätigt die Zentrale.

Er zieht sich die blauen Handschuhe an, in erster Linie, um seine Hände vor Verletzungen zu schützen. Überall ist Glas, selbst auf den Sitzen. Der Wagen liegt schräg auf der Fahrerseite. Victor mag es nicht, den Bauch eines Autos zu sehen. Es fühlt sich nicht richtig an, wenn er offen daliegt, mit all den sich schlängelnden, arteriellen Teilen. Der Wagen ist kalt, also ist der Unfall schon vor einigen Stunden passiert. Die Tür auf der Beifahrerseite steht offen und in einem seltsamen Winkel nach oben, als würde ein Hund sein Bein heben. Victor schiebt den Airbag auf der Beifahrerseite zurück, um an das Handschuhfach zu gelangen.

Er sieht Blut. Auf dem Armaturenbrett. Auch auf dem Airbag entdeckt er Blutflecken. Der Kaffee in seinem Magen beginnt zu rumoren.

Victor öffnet das Handschuhfach. Die Zulassung liegt in einem geschlossenen Ziploc-Beutel.

Ein Klicken im Funkgerät. Die Zentrale gibt durch, dass das Kennzeichen sauber ist, keinerlei Verstöße. Es passt zu dem, was in der Zulassung steht: Der Wagen gehört einem Nicholas Sullivan. Er wohnt in einem der Apartments, die in Fremonts ehemaliger Knopffabrik eingerichtet wurden. Eine nette Gegend. »Schicken Sie jemanden rüber«, sagt Victor. »Um zu hören, wer mit dem Wagen unterwegs war.« Nach einer Pause fügt er hinzu: »Es waren zwei Leute im Wagen. Verletzungen unklar.« Dann sieht er den Sicherheitsgurt.

Er ist durchgeschnitten. Der Sicherheitsgurt ist durchgeschnitten. Auch auf der Fahrerseite.

Mit seinem in blauem Gummi steckenden Daumen fährt er über die Schnittkante. Dann lässt er den Gurt fallen und drückt die roten Tasten an beiden Gurtschlössern. Sie öffnen sich völlig problemlos.

Verschwommen wird ihm bewusst, dass seine Schicht eigentlich zu Ende sein sollte. Aber er sieht seine nähere Zukunft vor sich. Er wird nicht nach Hause kommen, jedenfalls nicht so bald. Er sieht seinen Arbeitstag immer länger werden, bis seine Augen vor Müdigkeit verkleben. Er sieht innige Unterredungen mit Vorgesetzten. Den Papierkram. Am liebsten würde er Holly anrufen, aber das wäre keine gute Idee. Sie hat den heutigen Tag freigenommen, wie jedes Jahr.

»Schicken Sie einen Krankenwagen«, sagt er. »Und die Spurensicherung. Und einen Unfallsachverständigen.« Auch wenn es das Letzte ist, was er will (scheiß auf Rabideaux!), fügt er hin-

zu: »Ich brauche hier einen ranghöheren Beamten. Ich habe einen potenziellen 10-35.«

»William-all, Lincoln-all, bitte bestätigen Sie«, sagt die Zentrale. In der Morgendämmerung herrscht Stille, nur der Funk sorgt für einen ganz eigenen Vogelgesang. *William-all, Lincoln-all.*

Victor ist bewusst, dass er wahrscheinlich Beweismaterial kontaminiert hat und dass er das möglicherweise immer noch tut. Trotzdem durchsucht er den Wagen auf Kampfspuren oder Messerstiche in den Sitzen. Er findet eine Handtasche – nein, zwei Handtaschen, deren Inhalt verstreut herumliegt – und den Führerschein einer hübschen jungen Frau mit großen Augen und direktem Blick. Samantha Lind. In ihrem Portemonnaie stößt er auf das Bild eines Mädchens mit Zahnlücke und einem so angestrengten Lächeln, dass es beim Hinschauen beinahe wehtut.

Auf dem Boden des Wagens findet er Geld, zwei dicke Bündel Scheine. Er legt sich eins auf jede Handfläche und spürt ihr ansehnliches Gewicht. Dann legt er das Geld vorsichtig dorthin zurück, wo er es gefunden hat.

Er tritt vom Wagen weg und schaut hoch zum strahlenden Himmel. Bloß dass er nicht wie ein Himmel aussieht, sondern wie ein Foto. Ein Bild aus der Zeitschrift, die er gelesen hat. Noch während er hochschaut, hat er ein Gefühl von *Das ist ein Ort, an den ich niemals kommen werde.*

An der Oberkante der Böschung auf der anderen Seite des Grabens ist das Gras plattgedrückt. Nicht besonders auffällig, nur eine leichte Delle im Grün.

Er kommt sich langsam vor, als er die Böschung hinaufsteigt und bis zur Hüfte im Gras verschwindet. Das Gras streift seine Handgelenke. Mit seinen gefühllosen, immer noch in blauem

Plastik steckenden Händen arbeitet er sich auf der Wiese voran. Er muss an seinen halbgelesenen Artikel denken, an das in einer Höhle eingefrorene Wollhaarmammut, den eiskalten Klumpen.

Als er die Leiche findet, muss er das Gras nicht teilen. Ihr Gewicht hat dafür gesorgt, dass die Fläche ringsum ein Stück freigelegt ist. Sie liegt auf dem Rücken, ihr silbernes Kleid ist aufgeschlitzt. In ihrer Wange steckt ein Stück Glas. Es zwinkert ihm zu wie ein Stück Eis.

»Papier oder Plastik?«

Holly blinzelt. »Papier.« Es kommt ihr wie die richtige Antwort vor, oder jedenfalls wie die, die von der jungen Frau an der Kasse erwartet wird. Holly muss an ein Pferd denken, das sie als Kind auf dem Jahrmarkt gesehen hat, lange bevor ihr die Idee gekommen ist, Polizistin zu werden. Das Pferd konnte die Ergebnisse einfacher Rechenaufgaben mit dem Fuß stampfen. Sie hatte es für pure Magie gehalten, bis ihr Vater ihr mit den Fingerknöcheln leicht auf den Kopf geklopft hatte. »Es ist ein Schwindel.« Dann erklärte er, das Pferd spüre, wie alle den Atem anhielten, sobald die Huftritte bei der korrekten Zahl angelangt seien. »Einerseits clever«, sagte er. »Andererseits dumm.«

Sie hatte ihn nicht angerufen, nachdem es passiert war. Sie wusste, was er sagen würde. *Vergessen? Was soll das heißen, vergessen? Wie bescheuert kann man denn sein?*

»Auch die Eier?« Die Kassiererin hebt die Augenbrauen, von denen eine mit einem Ring gepierct ist. Die Stelle ist entzündet, grell rosa und schuppig. Es ist Sonntagmorgen, der Lebensmittelladen ist voll. Von der Kasse nebenan dringt das ständige »Pling« gescannter Artikel herüber. Es klingt, als würden kleine Tropfen in eine Blechdose fallen. Ein Kind weint. Hinter Holly hat sich eine lange Schlange gebildet. »Die Eier?«, wiederholt die Kassiererin.

»Was?«

»Wollen Sie die Eier auch in einer Papiertüte? Wenn sie zerbrechen und auslaufen, wird es eklig.«

»Packen Sie sie ein, wie Sie wollen«, sagt Holly.

Die Kassiererin scannt einen Beutel Mehl. »Sie backen?«

»Geben Sie mir einfach die verdammten Einkäufe.«

»*Okay*«, murmelt die junge Frau. Die Papiertüte knistert beim Einpacken.

Holly hat sich gezwungen, in den Laden zu kommen. Es war ihre Entscheidung, sich diesen Stapeln von Wassermelonenscheiben mit künstlichen Augen auszusetzen, den Gefriertruhen mit Eis am Stiel und den Nudelpackungen, die man schütteln kann, um die kleinen, hohlen Knochen klappern zu hören.

Lebensmittelläden. Sie vermeidet sie so gut es geht. Zu viele Kinder. Und an Sonntagen noch mehr. Aber heute blieb ihr keine Wahl.

Schnell bezahlt sie und kritzelt ihren Namen auf den Beleg. Die junge Kassiererin will zwei Ausweise sehen, nur um sie zu nerven.

Holly zückt ihren Dienstausweis, worauf die Kassiererin sofort verstummt.

Als Holly nach Hause kommt, fährt sie in die Doppelgarage, bis die Stoßstange ihres protzigen neuen Jeeps den von der Decke baumelnden Tennisball berührt. Daneben wirkt ihr nicht als Polizeiwagen gekennzeichneter Dienstwagen, ein grauer Ford Taurus, schäbig. Holly trägt die Einkäufe ins Haus, wobei ihr Blick auf den alten Bibliothekskarteischrank fällt, dessen Fächer jetzt mit Nägeln, Bolzen und Schrauben gefüllt sind. Wie jedes Mal überlegt sie, ihn zu entsorgen. Das denkt sie auch, als sie die Schlüssel in die blaue Schüssel auf der Arbeitsplatte in der Küche legt. Tennisball, Karteischrank und Schüssel waren ihres Ex-Mannes Idee. Matthew hatte geglaubt, dass kleine Dinge ihr Leben verbessern könnten.

Das Haus hört ihr beim Auspacken der Papiertüten zu. Sie nimmt den eingestaubten Handmixer aus dem Schrank und

verrührt Butter und Zucker. Sie liebt den Geruch, diesen Mix aus Elektrizität und der Süße der Masse. Eier (unterwegs nicht zerbrochen; sie war vorsichtig, sie ist immer vorsichtig), Vanilleextrakt und – weil sie glaubt, dass ein vierter Geburtstag und die Liebe zu Schokolade untrennbar sind – Wolken von Kakaopulver.

Es ist einer dieser prächtigen Septembernachmittage. Sie öffnet das Küchenfenster und hört Kinder, die im Park zwei Straßen weiter spielen. Fast klingt es wie am Strand: Wind und fröhliche Stimmen. Die Sonne strahlt, Zweige glitzern in der Brise. Während sie den Teig zubereitet, gönnt sie sich, so zu tun als ob. Dieses So-tun-als-ob ist wie ein Fallschirmsprung durch die Zeit. Sie überlässt sich dem Augenblick. Es wird ein guter Kuchen. Der beste Kuchen, den sie je gemacht hat.

Sie hat hundert Gramm Butter beiseitegestellt, damit sie weich werden kann (das war umsichtig, sie ist immer umsichtig), sodass sie in Ruhe die Glasur vorbereiten kann, während der Kuchen im Backofen ist. Dann verlässt sie sich auf den Küchenwecker und sieht sich erst *Jeopardy!*, dann *Golden Girls* an. Sie versucht sich auszumalen, wie sie in vierzig Jahren aussieht: fehlende Zähne, dünne Haare und ein Tablettendöschen aus Plastik. Als der Timer klingelt, fühlt sie sich traurig. Ihre Kehle ist trocken, sie denkt an den magischen Fisch im Märchen und dass sie, wenn ihr größter Wunsch schon nicht erfüllt wurde, den Fisch bitten könnte, sie wenigstens alt zu machen.

Als der Kuchen fertig ist, kriegt sie das mit den Kerzen nicht hin. Sie wirft den Kuchen in den Abfall.

Zuerst klingelt das Handy. Es ist ein klobiges schwarzes Plastikteil mit einer knopfartigen Antenne. Die anderen Detectives machen sich darüber lustig. Die meisten im Revier haben

silbrig glänzende neue Klapphandys, aber Holly kommen sie irgendwie glitschig vor, leicht zu verlieren. Für sie ist es ein Zugeständnis, überhaupt ein Mobiltelefon zu besitzen. Normale Menschen brauchen so etwas nicht.

Als das Handy verstummt, klingelt das Festnetztelefon. Sie fügt sich ins Unausweichliche und nimmt ab. »Was ist los?«

»Meylin.«

»Ich hab heute frei.«

»Wir haben eine Leiche.« So freundlich, dass sie ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen hätte, sagt Victor Amador: »Willst du dir das wirklich entgehen lassen?«

Nach Daniels Geburt hatte Holly Albträume. In einem davon empfahl ihr ein Kinderarzt, den Kopf des Babys abnehmen zu lassen. Holly könne ihn immer dann wieder anbringen, wenn er gestillt werden müsse. »Das ist so üblich«, sagte der Arzt. Holly schmiegte sich an ihr kopfloses Kind und berührte die Haut, die sich von Schulter zu Schulter zog und aus der ein kleines Stück der Wirbelsäule hervorschaute, dort, wo der Kopf befestigt werden konnte. Sie fragte sich, warum sie auf ihn gehört hatte, was hatte sie bloß getan? Sie wachte auf und ging an Daniels Wiege. Sie sah ihn schlafen, das Gesicht nach oben gedreht, fest gewickelt, eine Spur Milch auf den Lippen. Er hatte dichte schwarze Haare. Als er ein wenig älter wurde, liebte er es, die Haare um seine Finger zu wickeln. In der Wiege erbebte Daniels samtiger Körper mit einem Seufzer, und Holly wurde vor Erleichterung schwindlig. Sie hatte nichts falsch gemacht, das würde sie auch nie tun.

»Strangulation«, sagt Amador, als sie zum Tatort fährt. Das Handy an ihrem verschwitzen Ohr fühlt sich heiß an. »Im Auto waren zwei Personen.«

»Aber nur eine Leiche?« Holly überfährt eine rote Ampel und wünscht sich, der Taurus hätte mehr PS.

»Der Besitzer des Wagens sagt, seine Freundin ist gefahren, eine Samantha Lind. Bisher gibt es keine Spur von ihr.«

Holly rast an einem Feld mit hoch stehendem Mais vorbei. Zumindest in diesem Teil der Stadt gibt es immer noch einige dieser Felder, die von der Stadtentwicklung verschont geblieben sind. »Irgendwelche Hinweise auf einen Kampf?«

»Warum schaust du es dir nicht selbst an?«, schlägt Amador vor.

Man muss des Winters sein. Holly erinnert sich an die erste und an die letzte Zeile des Gedichts, aber an wenig dazwischen.

»Dieser Text passt perfekt zu dir«, hatte ihr Teaching Fellow behauptet. »Als hätte Wallace Stevens dich beim Schreiben im Kopf gehabt. *Eisbeladene Wacholder.* Ein Wintergedicht für jemanden mit einem winterlichen Namen.«

»Ich heiße Hollis«, hatte sie gesagt und sich vor allem darüber geärgert, dass er die Namensliste direkt vor sich auf dem Schreibtisch liegen hatte. Es war einer der wenigen Anlässe, bei denen sie bewusst den Namen ihres Vaters benutzte. Später sollte sie es bedauern, weil ihre Mitstudenten im College in ihrem geschlechtsneutralen Vornamen ein Zeichen dafür sahen, dass sie zu einer begüterten Klasse gehörte, die ihre Privilegien zum Ausdruck brachte, indem sie ihre Babys Winthrop, Bitsie oder Grier nannte, als würde ohnehin niemand auf die Idee kommen, die Kinder deswegen zu hänseln. Weil auch der Bibliothekskatalog von Harvard den Namen HOLLIS trug, kamen Gerüchte auf, sie hätte ihre Zulassung dem Umstand zu verdanken, dass ihre Familie zu den Sponsoren gehörte. Je deutlicher sie dieses Gerücht dementierte, desto hartnäckiger hielt es sich.

Holly war zu stolz, um zu erklären, dass sie dem gegenteiligen Klischee entsprach: Sie war die Almosenempfängerin, der ungeschliffene Diamant, der auf den Feldern von South Illinois aufgelesen worden war. Sie hatte den Studienplatz ihren hervorragenden Leistungen bei den Eignungsprüfungen zu verdanken. Und einem Aufsatz über das Gewächshaus ihrer Mutter. Erst im Nachhinein war ihr klar geworden, dass ihr ländlicher Dialekt ihr bei den Vorstellungsgesprächen wahrscheinlich zugutegekommen war. Sie hatte arm geklungen.

»Im Lehrplan steht nichts über das Auswendiglernen von Gedichten«, sagte sie zu dem Dozenten. »Und übers Rezitieren.«

Der Kurs hatte nur zwei Vorteile: Er zählte zum Pflichtprogramm und passte in ihren Stundenplan. »Ich studiere Jura«, sagte sie.

»Wallace Stevens war Anwalt«, erklärte er selbstgefällig.

Sie denkt an die erste Zeile des Gedichts, als sie sich ins Gras hockt. Die Sonne hat ihren höchsten Stand fast erreicht. Das Gedicht ist ihr schon bei früheren Einsätzen in den Sinn gekommen, wenn die Leiche schon derart verwest war, dass sie leckte. Und das eine Mal, als ihre in einem Handschuh steckende Hand mit der ersten Berührung ein Fußgelenk abgetrennt hatte. Sie hat auch daran gedacht, wenn die Maden sich unter der Haut wanden. Man muss des Winters sein. Für sie ist es ein Mantra, eine Art, Distanz zu schaffen. Ein Vorsatz. Sie wird später bei der Autopsie daran denken, wenn der Frau im Gras – inzwischen identifiziert als Kimberly Campana, die im ortsansässigen Club unter dem Namen Lady Jade gestrippt hat – der Brustkorb geöffnet wird. Aber Holly hat an nichts gedacht, an überhaupt nichts, als sie sah, dass Daniel wenige Monate vor seinem ersten Geburtstag, in der vollen Blüte des Sommers,

sich beim Warten die Haare ausgerissen hatte. Vergessen auf dem Rücksitz von Matthews verschlossenem Auto.

SAMANTHA
(RUBY)

Ihr Kopf schmerzt. Ihr Mund ist voll Erde. Sie spuckt aus. Die ekelhaften Schmerzen sind so stark, dass sie wimmert. Als ihr plötzlich bewusst wird, dass sie in dieser umschlossenen Dunkelheit nicht allein ist, zwingt sie sich, keinen Laut mehr von sich zu geben. Sie liegt auf der Seite, die Hände auf dem Rücken gefesselt, jemand steht hinter ihr.

Sie hört das Scharren eines Fußes. Angst überfällt sie, schreckliche Angst. Noch nie im Leben hat sie sich so gefürchtet, noch nie hat sie sich in solch animalischer Panik atmen hören. Schritte nähern sich. Ihr wird nichts passieren, sagt sie sich. Vielleicht wird ihr nichts passieren.

»Hallo, Ruby«, sagt er.